

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 125. Bromberg, den 5. Juni 1929.

Das Geheimnis des Nonnensees

Kriminal-Groteske von Frank F. Braun.

Urheberschutz (Copyright) für Carl Dunker Verlag, Berlin.

(5. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

„Bravo!“ rief der Bürgermeister. „Hoffentlich war es so.“

Das war gewiß ein merkwürdiger Wunsch, aber man muß dem Bürgermeister zugute halten, daß er schnellste Erledigung dieser Angelegenheit wünschte, seit die Möglichkeit bestand, seine Tochter, dies störrische Mädchen, unangenehm in die Vorgänge gezerrt zu sehen.

„Was fragen wir den Pablo Forto?“

„Ihr Alibi, Herr! Sonst nichts.“

Schon nach einigen Minuten erschien Klinkhammer mit [illegible] schrie ihn nicht an: „Ihr Alibi, Herr!“ Er war Diplomat. Er sagte gewinnend, daß es sich um eine zwar ernste, aber für Herrn Forto wohl [illegible] handele, und Herr Forto möge darlegen unter Zeugennennung, wo er sich am Mordtage ab 7 Uhr abends aufgehalten habe.

„Warum?“ sagte Herr Forto und sah den Mann der Frau Sidi an, der diese peinliche Frage an ihn richtete. Gerade jener fragte das, der ein dringendes Interesse haben mußte, daß diese Frage nie getan wurde! Das Schicksal liebt Grotesken. — „Ich war eingeladen“, sagte er dann, nicht unsicher, aber zögernd.

„Aha . . .“ machte der Amtsrichter. „Sie können uns natürlich den Namen der Leute sagen, bei denen Sie eingeladen waren? — Oder war niemand zu Hause, sind Sie durch die Straßen gegangen, haben öfter einmal geklingelt und immer wieder festgestellt, daß niemand in der Wohnung anwesend war?“

Pablo Forto schaute den Amtsrichter prüfend an. Wußte der? War dies der Ausweg, der ihm geboten wurde? Dieser Zirkusdirektor war ein anständiger Kerl, trotz des Amtsrichters gegenteiliger Meinung von solchem Handwerk. Er überlegte nur eine kleine Weile — verraten wollte er die gute Sidi sowieso nicht — also ging er diese vermeintliche Brücke. „Ja“, gab er zu. „Es ist seltsam, aber so war es.“

Der Amtsrichter schlug sich auf die Knie. Er wollte lachen, aber rechtzeitig beherrschte er sich. Das war ja ein Trottel! Lebte so etwas! Ging auf harmlosen Fliegenleim und blieb tatsächlich kleben! Er sah den anderen an. „Aber der Peter Hinz wohnt doch, genau genommen, außerhalb der eigentlichen Stadt. Wie kamen Sie in jene Gegend?“

„Ich war da auch nicht“, sagte Don Pablo und wußte nichts aus dieser Frage zu machen. Man verdächtigte ihn doch nicht etwa des Mordes? So bizarr war wohl selbst dieser Mann der Sidi nicht.

„Und wo trafen Sie die Centa Basler?“ fragte der Amtsrichter liebenswürdig weiter.

„Wen, bitte?“

„Fräulein Basler!“

„Kenne ich gar nicht.“

Der Amtsrichter spielte mit seinem Bleistift. Er überlegte; er warf Klinkhammer einen Blick zu, den dieser falsch verstand. Klinkhammer plusterte sich auf, alle Subordination fiel ab für zwei Minuten. Er vergaß die Vorgesetzten: „Nun machen Sie man keine Schwierigkeiten! Verstehen Sie mich! Sie haben den Peter Hinz zusammen mit der Basler ermordet. Dann haben Sie sich die 500 Mark angeeignet und den Toten weggeschleppt. Wohin? In den See!“

Pablo Forto stand entgeistert. „Aber . . .“

„In den See? frage ich!“

„Sie reden irr, Herr!“

„Sie . . .“ sagte Klinkhammer mit achtbarer Schwingung im Ton und pflanzte sich auf vor dem immerhin schmächtigen Zirkusmann. „Wenn Sie sich unterstehen . . .“

„Ruhe!“ verwies der Bürgermeister.

„Zurücktreten, Klinkhammer“, befahl der Amtsrichter, „warten Sie ab, Sie greifen vor.“

Klinkhammer sank zusammen. Er ward wieder Beamter. Die Metamorphose gelang ohne Schwierigkeit. „Pardon“, sagte er, „aber der Mensch ward beleidigend.“

Pablo Forto hob die wasserblauen Augen. Sein schütteres Haar an den Schläfen zitterte mit von der Erregung, die seinen Kopf unruhig auf dem Hals tanzen ließ. „Ist das keine Beleidigung“, schrie er, „einem ordentlichen Bürger ins Gesicht zu springen mit der Behauptung, er habe jemanden erwürgt!“

Der Amtsrichter beugte sich freundlich vor. „Erwürgt ist neu“, sagte er. „Also erwürgt, meinen Sie? Warum gerade erwürgt, bitte?“

Klinkhammer kicherte höhnisch wie eine Nachteule: „Da haben wir es!“

Pablo Forto erschrak. Er war eben kein Diplomat wie Herr Amtsrichter Schwepp; er fühlte, hier konnte man sich um den eigenen Hals reden. „Ich weiß von nichts“, erklärte er, entschlossen, zu schweigen. „Macht, was ihr wollt!“ Er sah den Amtsrichter wütend an. Kamel, dachte er, nur dich zu schonen, lasse ich das alles über mich ergehen. Aber treib es nicht zu bunt! Zugleich war er ärgerlich auf sich selbst. Erst als ihm tröstend die Idee kam, daß es nicht um des Amtsrichters willen war, wenn er dies so hingehen ließ, sondern um Sidis willen, da fand er seine Seelenruhe wieder. Sie ist immer ein gutes Kind gewesen, sagte er sich, sie war auch gestern, trotz der Distanz, immer noch Mensch, und schließlich kann sie für 500 Mark beanspruchen, daß ich dies bißchen Schikane ertrage. Er fand wirklich so etwas wie ein verschüttet gewesenes Lachen wieder, als er die drei grimmigen Verteidiger des Rechts und der Gesittung betrachtete. —

Der Amtsrichter besprach sich mit Klinkhammer, und der Bürgermeister stand versunken in Betrachtungen, die ihn weit entführt haben mußten. — Klinkhammer verschwand.

„Was soll werden?“ fragte Pablo Forto.

„Sie haben zu warten“, entschied der Amtsrichter. „Sie können sich dorthin setzen.“

Bürgermeister und Amtsrichter standen in der entgegengesetzten Ecke.

„Ich lasse jetzt die Basler holen“, erläuterte der Amtsrichter. „Achte auf die Gesichter bei diesem unvermuteten Zusammentreffen. Ich bin felsenfest überzeugt, die beiden kennen einander und stehen im Bunde.“

Pablo Forto hatte sich, des Amtsrichters Zeigefinger folgend, niedergelassen. „Darf ich etwas sagen?“ bat er nach einer Weile, in der er eine Fliege am Fensterglas beobachtet hatte.

Amtsrichter Schwepp drehte sich um. „Bitte.“

„Herr Amtsrichter, wie kommen Sie gerade auf mich? Ich war niemals im Hause dieses Schriftstellers, den ich nicht einmal kannte. Warum verhaften Sie beispielsweise nicht alle Personen, die am Tage des Mordes bei dem Doktor ein und aus gingen! Rita Ritelli war zweimal bei ihm. Aber wie um alles in der Welt kommen Sie auf mich!“ Er sagte das nicht, um Rita zu belasten oder von sich etwas abzuwälzen, er meinte diese Worte lediglich im Protest gegen die Willkür und den Zufall, den diese beiden Herren hier in Rechnung stellten. Dieser Zufall verdächtigte gewißlich außer Rita noch viele andere.

Aber der Amtsrichter wies den Vorwurf zurück. Er warf einen raschen, sichernden Blick zu dem Bürgermeister hinüber. „Um 7 Uhr lebte der Doktor Hinz noch; der Briefträger war dort und hat eine Unterschrift erhalten", sagte er. „Vor 7 Uhr war auch das gestohlene Geld nicht in der Wohnung. Wußten Sie das nicht? Wir wundern uns nämlich, wo Sie die 500 Mark, die Ihnen an der Kaution fehlten, so plötzlich herbekommen haben!"

Pablo Forto erschrak. Das war wahr. Dies war ein Verdachtsmoment, das er anerkennen mußte. Er betrachtete die Fliege, die wie auf Kommando an der Scheibe hochburrte und knackend gegen den Querbalken des Fensterkreuzes rannte. Er fand sich in ähnlicher Lage. Mit ehrlichem Gesicht nickte er: „Ich habe das Geld beim Himmel auf andere Art bekommen", erklärte er fest.

Aber der Amtsrichter hörte nicht mehr recht hin. Er zog erschreckt den Bürgermeister ins Nebenzimmer.

„Gonschorek", sagte er, „nimm an, es sein Schwindel, was dieser Kerl redet, es bleibt doch die Möglichkeit, daß Rita Ritelli zu der angegebenen Zeit, also nach 7 Uhr, im Hause des Peter Hinz war." Er trat einen Schritt zurück, wie um die Wirkung seiner Worte dekorativ zu heben. Seine Hand fuhr über die plötzlich schweißnasse Stirn. „Vielleicht haben wir mit einer Mörderin soupiert, Gonschorek!"

„Um Gottes willen, Schwepp, sei doch still! Willst du mich wahnsinnig machen! Erst Luzy mit ihren Heimlichkeiten, nun noch dies . . ."

Der Amtsrichter fand ein Lächeln. Immer finden wir in der ärgsten Lage jemanden, der noch schlimmer daran und zu belächeln ist. „Ja", versuchte er, „das dürfte ein saurer Apfel werden."

„Für dich doch auch!"

„Nicht in dem Maße, Lieber. Das Souper läßt sich abschwächen, ich meine, abgeschwächt darstellen im Protokoll", sagte der ahnungslose Gatte der Frau Sidi und zwang mannhaft das leichte Schwindelgefühl, das ihn trotzdem ankam, hinab.

Sie hielten beide ihre Taschentücher in den Händen und wischten ihre Schläfen mit jener Gebärde der Hilflosigkeit, die rühren konnte. — „Komm, wir müssen hinüber. Ich höre Schritte auf der Treppe."

Aber die Sensation war vorüber. Der vorhergegangene Schreck hatte alle Hochspannung absorbiert, nur Mattigkeit war geblieben, die Müdigkeit nach überschätzter Kraftentfaltung. — Als Centa Basler neben Klinkhammer eintrat, war eigentlich wenig Aufhebens um sie.

Sie sagte „Guten Tag" und trat vor den Tisch des Amtsrichters. Was wollte man von ihr? Sie machte es den Kriminalisten leicht. Erst als der Amtsrichter den Zeigefinger hob und eine Richtung wies, sah sie zur Seite, sah auf dem Stuhl in der Ecke den Zirkusdirektor. „Guten Tag, Herr", wiederholte sie, vielleicht in der Meinung, der ausgereckte Finger des Amtsrichters bedeute, auch diesen Mann zu begrüßen.

„Seit wann kennen Sie den Herrn Forto?"

Centa besann sich nicht. Wenn diese beiden Personen Theater spielten, führten sie ihre Rollen sehr gut durch! „Das ist der Zirkusdirektor, nicht wahr?" Sie sah fragend Pablo Forto an. Der nickte. „Nun" — sie sprach wieder zu dem Amtsrichter — „seit dem Tage seines Einzugs, wenn man das Wort „kennen" beibehalten will. Ich habe einige Worte mit ihm gesprochen — über einen Schimmel, glaube ich."

„Sie geben also an, Centa Basler, den Pablo Forto oder, wie er im bürgerlichen Leben heißt, Paul Stark nie vorher und nicht nachher gesehen zu haben."

Centa überlegte. Der Satz schien ihr verklausiert. Dann nickte sie sicher. „Ich meine, ihn nicht gesehen zu haben", sagte sie.

„Danke schön", der Amtsrichter nickte ihr zu. Seine Brillengläser blitzten. Aber Centa Basler wollte die Gelegenheit benutzen und wenigstens erfahren, wie die Sache stand. „Haben Sie schon eine Spur, Herr Amtsrichter?" fragte sie neugierig oder tat jedenfalls so. Doch da kam sie bei dem recht an. „Das werde ich Ihnen auf die Nase binden!" Sie ging gekränkt, ließ die Tür knallen. Die konnten ihr allesamt im Mondschein begegnen. —

Der Bürgermeister zuckte zusammen. War das eine Art hinauszugehen. Ordnungsstrafe! Aber er war zu verstört, als daß er etwas Geordnetes hätte planen, geschweige veranlassen können.

„Wo findet mein Beamter Fräulein Rita Ritelli?"

„Denklich im Zirkus, aber genau kann ich das nicht angeben."

Der Amtsrichter holte tief Atem. Er wälzte eine Last, aber nicht ab, sondern nur in eine andere Lage. „Holen Sie Fräulein Ritelli", befahl er; und Klinkhammer ging.

„Sie brauchen dann nicht mehr zu warten", erklärte der Amtsrichter dem Direktor Forto. „Aber ich verpflichte Sie, für die nächsten Tage den Bannkreis der Stadt nicht zu verlassen. Sie werden überwacht sein, Sie und Ihr — Etablissement."

Als sich die Tür geschlossen hatte, trat der Bürgermeister aus seiner Fensterecke hervor. „Menschenskind, was soll die Rita? Du glaubst doch nicht im Ernst . . . ?"

Schwepp sah den Freund groß an. „Lieber," sagte er — es war sein Spezialausdruck — „ich glaube, wir waren bisher auf falscher Fährte. Nicht die Centa Basler ist die Mörderin . . ."

„Sondern? Der Forto, dieser Direktor?"

„Jawohl! Und Helfershelferin, die ihm die Tür öffnete, die zur Zeit der Tat bei dem Hinz war, um sich angeblich ihre Zeitungsnotiz zu holen: die Ritelli! Und ich werde die beiden nicht weglassen, bis wir die Leiche aus dem See heraufhaben. Dann wird der Befund aufweisen, ob erwürgt von Weiberkrallen oder niedergeschlagen von diesem Kerl."

In diesem Augenblick reichte ein Sicherheitsbeamter den Brief des Doktors Lindemann herein, der die Blutspuren an der Gartentür untersucht hatte. Der Bürgermeister erbrach den Brief, er überflog die wenigen Zeilen. „Menschenblut", sagte er tonlos.

Der Amtsrichter neigte den Kopf, als bestätige er sich ein Urteil. Er sank in sich zusammen. —

In dieser Verfassung fand Rita Ritelli ihre beiden Kavaliere. Sie machte einen spöttischen Knicks. „Die hohe Obrigkeit wünscht meine bescheidene Person zu sehen, zu sprechen. Womit kann ich dienen?"

„Klinkhammer, gehen Sie, bitte, hinaus."

Klinkhammer verschwand.

„Oh, oh," machte Rita, „welche Geheimnisse bereiten sich vor?" Ihr Mund stand aufreizend rot, wie eine dunkle Rose, mitten im Gesicht. Man sah nur diesen Mund. Der Bürgermeister hing daran. Er wollte ihr etwas zuflüstern, aber dieses Mädchen ging auf keine versteckte Andeutungen und verrenkte Lippenformungen ein. „Ist es dieses ermordeten Doktors wegen?" sagte sie. „Ihr vernehmt wohl die ganze Stadt?"

„Bitte, Fräulein Ritelli!" pochte der Amtsrichter auf. „Vergessen Sie nicht, Sie stehen hier vor Männern im Dienst! Wir sind jetzt nicht die Privatpersonen des — nun also — verflossenen Abends."

„Aha! — Gut, daß Sie dies erwähnen."

„Fräulein Ritelli!" Er schlug auf den Tisch, geriet zwischen seine Federhalter und brachte sie ins Rollen. „Ich muß denn doch bitten!"

„Aber nein," wies sie harmlos zurück, „ich muß gehorchen. Fragen Sie nur. Gewiß wollen Sie etwas von mir wissen. — Also, ich kenne den Doktor Hinz von zwei Gesprächen. Er versprach mir, für das Tageblatt einen netten Willkommensartikel zu schreiben. — Wie man so ist als Künstlerin, ich spielte mit dem Feuer" — sie lächelte — „das brauche ich zwei so erprobten Kämpen nicht weiter zu erklären — „und versprach, mir den Artikel gegen Abend abzuholen." Sie zuckte die Achseln. „Aber er hatte es eilig. Vielleicht wollte er korrekt sein. Jedenfalls reichte er mir das Blatt durch die kaum geöffnete Tür. Das ist alles. — Kurz darauf ist er dann ja wohl ermordet worden — wie ich hörte. Ich war etwa um ½8 Uhr bei ihm."

Der Amtsrichter blinzelte nervös. Diese Zeitangabe war das einzig Wichtige in Ritas langer Erzählung. „Wann waren Sie wieder im Zirkus?"

Sie lächelte. „Die Stunde bis gegen 9 Uhr, ehe Sie kamen, war ich mit meinem Sarazenen allein."

„Wer ist Ihr Sarazene?"

„Mein Pferd, wer sonst!"

„Ach so, natürlich. Mit wem haben Sie gesprochen in dieser Zeit, die übrigens mehr als eine Stunde ausmachte? Wir — ehem — kamen erst gegen zehn Uhr, um ein wenig zu inspizieren."

„Mit dem Pferd habe ich gesprochen. Menschen waren nicht da. Der Stallknecht, der die Wache hatte, schlief. Der Direktor war in der Stadt. Die Clowns bummelten vermutlich in den Schanklokalen herum. — Kurz nach Ihnen, meine Herren, kam ja dann der Pförtner, unser alter Johannes, das Mädchen für alles."

„Sie leugnen natürlich, mit dem Mörder in irgendwelchen Beziehungen gestanden zu haben."

„Wer ist denn der Mörder?"

„Pablo Forto!" Knapp und würdig.

„Um Gottes willen!" Rita prallte zurück, als tue sich ein Abgrund auf. „Was reden Sie denn! Dieser alte Mann, der in seiner Gutmütigkeit oder besser an seiner Gutmütigkeit alle 8 Wochen pleite geht, der sollte einen lebenden Menschen umgebracht haben! Nehmen Sie es mir nicht übel, aber das ist eine Katerldee. Das kommt gewiß von dem Sekt. Er war auch nicht berühmt, oder wie fanden Sie ihn?"

„Sie werden uns nicht ablenken, Rita Ritelli. Ihre geschickte Plauderei ist für uns als plump angelegter Bluff erkennbar."

Rita wurde ernst. „Was wollen Sie von mir?"

„Ihr Geständnis! Es wäre das beste für Sie. Dieser Alte hat Sie überredet, nicht wahr? Bei der eigentlichen Tat waren Sie gar nicht dabei; Sie öffneten nur die Tür und ließen den Pablo Forto herein. Sagen Sie es uns, Sie werden milde Richter finden. Sie sind noch jung. Ihr Leben kann noch gewandelt werden. Ich will mich bemühen . . ."

„Bemühen Sie sich nicht, Herr Amtsrichter," sagte Rita kühl, „auch weiterhin würden diese Bemühungen erfolglos bleiben . . . Aber das möchte ich Ihnen beiden sagen: Machen Sie mir Schwierigkeiten — ich habe keine Rücksichten zu nehmen!"

„Was heißt das? Eine Drohung?"

„Was hieß das, was Sie fortgesetzt auf mich haben niederprasseln lassen! Gutes Zureden etwa?"

„Schön," sagte der Amtsrichter, wie man so ein Wort sagt und das Gegenteil meint, „das läßt sich dann eben nicht ändern. Muß dieses Souper — Himmel, was war denn? ein bißchen italienischer Salat und nachher die paar Flaschen Sekt . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Kaffee.

Von Max Geißler.

In Brasilien hat man dem Kaffee am 200. Jahrestage seiner Einführung ein Denkmal gesetzt! Er brachte Riesenreichtümer ins Land — man hätte dies Denkmal aus Gold schlagen können. Und dennoch: so sehr er heute geschätzt ist, so dunkel ist seine Vergangenheit. Man weiß nicht einmal, von wannen er kommt. Doch scheint er zerknitterten Gemütern schon etliche Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung seine Dienste geleistet zu haben. Mohammed hat sogar behauptet, der Engel Gabriel als Eilbote des Herrn der Welten habe ihm die Kaffeebohnen eigenhändig überbracht und ihn in der Zubereitung unterrichtet.

Ah, noch viel geheimnisvoller umrätselt ist der Kaffee! Bezeichnender Weise schreibt die älteste Geschichte seine Einführung zwei schönen Frauen zu: der Griechin Helena und der Jüdin Abigail. Andere sagen: das berühmte Getränk, das Homer im vierten Gesange der Odyssee beschreibt und das er nepenthes nennt, sei nichts anderes gewesen als Kaffee. Homer meint: nepenthes sei fähig, jede Mühe zu erleichtern, die traurigen Gedanken zu verjagen, den Schmerz zu lindern. In jedem Falle: diese Erwähnung würde die älteste sein; denn sie stammt aus dem zweiten Jahre nach dem Falle Trojas, also aus 1174 v. Chr. Danach hatte Helena bei einem Mahle, das sie zu Ehren des Telemach gab, eine Droge in den Wein gemischt, die sogar den Schmerz über den Tod des Vaters und der Mutter, über das grausame Sterben des Bruders und des Sohnes vergessen machen sollte. Das Mittel war ein Geheimnis Helenas, die es von der Königin von Ägypten erfahren hatte; denn am Nil stand jede Art von Heilkunst zu homerischen Zeiten längst in Blüte.

Doch die Annahme jener, die im Zaubergetränke der Odyssee den Kaffee zu erkennen glauben, läßt sich bezweifeln. Das von Homer gebrauchte Wort heißt: Aufhebung des Schmerzes. Es dürfte sich bei Helenas Droge also eher um ein Schlafmittel gehandelt haben. Der Kaffee aber ist ein Reizmittel, von dem ein alter arabischer Dichter berichtet: er raubt den Schlaf und die Liebe. Darüber hinaus: Homer deutet an, daß jenes Zaubermittel Helenas in Tassen aufgelöst wurde. Das läßt auf eine feste Masse in kleinen Dosen schließen, nicht aber auf eine schwarze, bittere Flüssigkeit, die Geschmack und Farbe des Weins geändert haben müßte. Dagegen war das Opium den Ägyptern im grauesten Altertume bekannt. Das beste wurde in Theben hergestellt, dessen Frauen sich rühmten, damit den Zorn ihrer Männer zu bändigen.

In der ältesten Geschichte scheint der Kaffee aber dennoch umzugehen: Abigail schickte ohne Wissen ihres Gatten dem David — als er vor Saul geflohen war — in seine Wüsteneinsamkeit eine Menge von Nahrungsmitteln. Dafür war ihr der verbannte David so dankbar, daß er mit diesen Vorräten auch die schöne Spenderin nahm. Unter jenen Vorräten befanden sich einige Päckchen „Kali". Darin wollen gelehrte deutsche Ausleger den Kaffee erkennen; denn das hebräische Wort Kali bedeutet etwas, das man röstet.

Sogar in der „schwarzen Suppe" des Lykurg, die an Stelle der begehrten Weine dem rauhen und einfachen spartanischen Volke vorgeschrieben ward, wollen Gelehrte den Kaffee erkennen. Während es sich, nach dem einzigen Erwähnung bei Plutarch, ausdrücklich um Blut und Fleisch vom Schwein handelt, die mit Salz und Essig gewürzt wurden. Der griechische Name war wohl ematia — und läuft damit etliche Jahrtausende einer Bezeichnung voraus, welche die moderne Wissenschaft für ein blutbildendes Nährmittel fand.

So geheimnisvoll und fabelmäßig das alles klingt, man kommt darüber doch an beim wahren Kaffee, den im Jahre 1000 etwa der arabische Arzt Avicenna beschreibt. Er gibt ihm die Namen „bunn, buncum, bunna" — Namen, die, leicht abgeändert, dem Wort entsprechen, mit dem Araber und Perser den Trank im allgemeinen bezeichnen. Der Ausdruck Kaffee dagegen kommt aus dem Türkischen und aus Äthiopien. Der Arzt Avicenna weiß noch wenig vom Kaffeebaum und scheint der Meinung zu sein, daß die Bohnen an den Wurzeln wachsen (wie die Kartoffeln). Aber die Herkunft aus Arabien und Yemen, behauptet dieser Medikus, rühmt den Wohlgeruch und die kräftigenden Besonderheiten und lobt auch den wohltätigen Einfluß auf die Verdauung. Nicht Avicenna, sondern ein anderer weiß zu erzählen: in entlegensten Zeiten befand sich an Stelle des Mittelmeers ein tiefes Tal — dieser Nachweis sei aus der Ähnlichkeit der Tiere und Pflanzen an den Ufern des Mittelmeeres zu führen. Wie Afrika damals nicht von Europa getrennt war, so andererseits auch nicht von Asien; und weil der Kaffee zuvor auf zwei Kontinenten wuchs, so gedieh er auch nach der Trennung in Arabien und Abessinien. Von Arabien kam der dem Avicenna bekannte; in Äthiopien dagegen war er als Handelsprodukt noch gänzlich vernachlässigt. In einem Manuskript des arabischen Arztes Abd el Kadr aus dem Jahre 1587 n. Chr. erzählt der Verfasser: ein gewisser Gomal Eddin, Mufti in Aden, sei auf einer Reise in Persien zweien seiner Landsleute begegnet, die sich bei einer Abkochung von Kaffee gütlich taten. Das interessierte ihn im Augenblicke nicht. Aber nach der Rückkehr ins Vaterland — und weil sich seine gesundheitlichen Verhältnisse verschlechtert hatten — versuchte er das Getränk und wurde geheilt. Durch ihn erhielten die Derwische Kenntnis, die nun Kaffee kochten, um ihre Wachheit während der Gebetsübungen zu verlängern. Sie gaben dafür den kostspieligen Gebrauch des „cat" — vielleicht: chinesischer Tee — auf und der des Kaffees wurde in Aden allgemein. Von den Derwischen in Aden gelangte er zu denen in Mekka. Und hier wurde er Volksgetränk seit der Eröffnung der ersten Bottegen, kleiner Kaffeehäuser, in denen sich die Müßiggänger bald heimisch machten. So geschah es auch in Kairo, wo Derwische aus Yemen die Nächte in religiösen Übungen verbrachten. Sie tranken den Kaffee dazu aus Gefäßen von Ton, ein Beweis, daß der tönerne Tassenkopf ein höheres Alter hat als der heute oft in den Südländern verwandte kupferne. Nach einer kirchlichen Versammlung in Mekka, Ende des 16. Jahrhunderts, verbreitete sich der Gebrauch des Kaffees nach Syrien und Konstantinopel und gelangte nach Europa. Die Legendenbildung kam in Schwung. Abgesehen von jener Erzählung, nach welcher der Erzengel dem Mohammed den Kaffee brachte, entstand die vom Ziegenhirten, der beobachtete, daß seine Geißenherden während der Nächte so munter waren, seit sie die Früchte von den Kaffeebäumen nagten. Danach schickte sich ein Abt an, das Mittel zu versuchen und empfahl es seinen Mönchen als Energievermehrer.

Jedenfalls waren es die Türken, die mit ihrem Eindringen in Arabien und Ägypten dem braunen Trank den Namen „cahoch" gaben, von dem sich „Kaffee" ableitet. Andere behaupten, der Name sei von Keffa abgeleitet, weil der Kaffeebaum in dieser Stadt wild gewachsen sei. In Europa wird er zunächst in Venedig getrunken, wo ihn der Botaniker Alpini einführte. Am Hofe Ludwigs XV. ward er die große Mode nach einem Besuche des Gesandten Soliman. Anfangs zerstieß man die Bohnen im Mörser, wie es heute noch im Orient gebräuchlich ist. Erst seit 1687 gibt es Kaffeemühlen.

Lustige Rundschau



* **Der Grund.** „Wenn ich nur meiner Frau das späte Schlafengehen abgewöhnen könnte! Keine Nacht geht sie vor zwei Uhr zu Bett." — „Nanu! Was macht sie denn so lange?" — „Nichts! Sie wartet auf mich!"

* **Der zerstreute Professor.** „Muß doch mal im Lexikon nachsehen, wann ich eigentlich geboren bin."

Der Meister.

Skizze von **Th. Vogel.**

Meister Riemenschneider kennt den Weg des Sonnenstrahls durch die Öde und Dumpfheit seines Kerkers. Tag um Tag kann er ihn verfolgen. Mehr und mehr vermeint er also die Macht des Schicksals zu erkennen, das größer ist als all sein eigener Wille und größer auch denn alle Gewalt jener, die ihn gefesselt haben, gemartert und in ein bitteres Gefängnis gesetzt.

Freilich, Erkenntnis ist noch nicht Tat, und allzu nah ist das Erduldete noch der Gegenwart, daß er die Härte und den Eifer seiner Seele bezähmen könnte. Aber da ist noch eins, was ihn an seine Menschenpflicht gemahnt. Im Hof des Gefängnisses, das ihn umschließt, liegt seines Wärters Hund an der Kette. Das Tier ist groß und wachsam, und in den Hof gelangt keiner, den es nicht merkt. Tag und Nacht klirrt die Kette, daran der Hund liegt. Winselnd begrüßt er früh seinen Herrn und leckt ihm demütig die Hand. Und ein Tag ist ihm wie der andere.

Meister Tilman kann sich nicht helfen. Das Tier, dieses geduldige, demütige und dennoch immer wachsame Tier mahnt ihn seltsam. Als wollte es ihm sagen, daß kein Unrecht, keine Gewalt und keine Unfreiheit so groß sein können, daß nicht doch Kraft und Stärke gegeben sind, um sie zu ertragen.

Tilman Riemenschneider, der ewig arbeitende Geist, der Gestalter der Leidenschaft und Bewegtheit, wird besinnlich; wird ruhig und nachdenklich. Es ist ihm, als ob längst versiegte Brunnen göttlicher Kraft in ihm wieder ausbrechen wollen. Nicht jener Kraft, die seine Jugend zum Mannestum geführt und die ihn zum Künstler, zum Beherrscher und Beseeler des rohen Stoffes gemacht hat, sondern einer Kraft, die alle Gewalt des Herzens in sich zu vereinen scheint, einer Kraft, die voller Seligkeit und voller Ruhe ist.

Sein Streben und sein Eifer um die Ordnung der Dinge werden ihm, ach, so fern. Die Jahre, da er Bürgermeister der Stadt Würzburg und ein heißer Kämpfer um die lutherische Lehre gewesen ist, liegen wie im Nebel. Sein Werk, das er aus leidenschaftlicher Seele heraus geschaffen und daran er mit allem Herzschlag gehangen hat, wird ihm so unwichtig und klein. Denn die eine Erkenntnis von der allwaltenden Macht des Schicksals, des ewigen Meisters der Welt, will sich in ihm entfalten.

Die heiße Ungeduld, der Zorn über die ihm angetane Schmach, der Schmerz der erlittenen Folterung — all das wird leiser in ihm. Er fügt sich in das Äußere, da ihm das Innere Gesetz geworden ist. Und da ihm nach Wochen durch besondere Gnade des Würzburger Fürstbischofs trotz verwirkten Lebens die Freiheit gegeben wird, ist ihm solches nicht Erlösung, sondern Erfüllung eines selbst gewonnenen Lebensgrundes. Er verläßt still und langsam den Kerker, als ein gebeugter, gedemütigter und dennoch innerlich freier Mensch, erhaben über alles Leid dieses irdischen Seins.

Im Hof steht er vor dem Kettenhund. Er begehrt ihn mitzunehmen, bietet dem Wärter reichliches Entgelt, daß er ihn löse. Aber das Tier weigert sich, mit seinem Befreier zu kommen, und gutes Zureden wie Gewalt vermögen es nicht zu bewegen. Tilman Riemenschneider läßt darum von seinem Willen, streicht dem Hund über das borstige Fell und nickt gleichsam bestätigend vor sich hin.

Denn ihm ist gewiß, daß die Freiheit nicht Gelöstsein von Banden und Gewalt ist, sondern ein Größeres, ein Tieferes, ein Menschliches und Göttliches zugleich, Überwindung des Schicksals.

Unerkannt kehrt er in der Dämmerung nach seiner Wohnung und Werkstätte zurück. Freunde und Nachbarn besuchen ihn und wundern sich seines Gleichmutes. Er ist ihnen sehr fremd geworden. Und blieb ihnen wie auch der Nachwelt als solcher Meister der Freiheit immer ein wenig fremd, da er von der Stunde seiner Freisetzung aus dem Kerker an seine Kunst fast nicht mehr ausgeübt hat.

Ein Tröpfchen Honig in jeder Giftblüte.

Amerikanisches von **Eusebius Klabums.**

Der Gouverneur von Florida hat soeben sämtliche Arten von Glücksspielen verboten. Das kommt für alle Fälle zu spät, die bereits verheiratet sind. (San Diego Union.)

*

Für manche Dinge muß man doch recht dankbar sein! So z. B. dafür, daß es noch keinen Tonfilm von einem Gummi-Kau-Wettbewerb gibt. (San Diego Union.)

*

Vordem bemühte sich die Zivilisation, den Menschen aus seinen Höhlen herauszuholen; jetzt treibt sie ihn in — Untergrundbahnhöfe. (Florence Herald.)

*

Hoffen wir, daß der Kelloggpakt den Frieden wenigstens solange sichert, bis die Kreuzer fertig gebaut sind! (Foutain Inn Tribune.)

*

Behauptet da ein Psychologe, daß Junggesellen ehrlicher seien als Ehemänner. Das mag stimmen, aber an Junggesellen werden auch nicht so verfängliche Fragen gerichtet wie an Ehemänner! (Florence Herald.)

*

Man hat Trotzki aus Rußland ausgewiesen. Aber nun fragt man sich: zur Belohnung oder zur Strafe? (Norfolk Ledger Dispatch.)



Bunte Chronik



* **Vergessen, das Gehalt zu erheben.** Beneidenswerte Zustände müssen doch in den Vereinigten Staaten herrschen. Wo auf der Welt wäre es sonst möglich, daß eine ganze Reihe wohlbestallter städtischer Beamter sich die Vergeßlichkeit erlauben darf, das ihnen zustehende Gehalt nicht abzuheben. Aus einer unlängst veröffentlichten Bekanntmachung der Stadtverwaltung von Newyork geht hervor, daß im letzten Jahre Gehälter im Gesamtbetrage von fast 900 000 Mark einfach nicht abgehoben wurden. Daß jemand sich sein Gehalt „versehentlich" doppelt auszahlen läßt, hat man wohl schon gehört, aber schwerlich, daß zahlreiche Beamte einfach darauf verzichten, offenbar doch, weil sie „es nicht nötig haben". Es handelt sich in allen Fällen, wie ausdrücklich bemerkt sei, nicht um Personen, die wegen Krankheit, Reise oder dergleichen an der rechtzeitigen Gehaltsabhebung vielleicht verhindert gewesen wären, sondern um Leute, die regelmäßig ihren Dienst tun und ihr Gehalt offenbar einfach vergessen haben oder zu bequem sind, den Weg zur Kasse zu machen und es sich auszahlen zu lassen.

*

* **Angler von einem Fisch ertränkt.** Bei Brighton wurde ein Angler von einem Fisch ins Wasser gezogen und ertränkt. Es handelt sich um einen sechsundzwanzigjährigen kräftigen Mann und geübten Sportsfreund, einen Namensvetter des als Angler bekannten Ministers Grey. Er angelte auf Großfische mit einem Hering als Köder, hatte aber die Warnung der Fischer jener Gegend nicht beachtet, daß in den dortigen Gewässern häufig riesenhafte Rochen gesehen worden waren. Für diesen Fisch ist der Hering eine Lieblingsspeise. Ein Rochen, der nach Augenschein etwa 120 Pfund gewogen haben muß, nahm den ihm dargebotenen Leckerbissen an. Von Land und von anderen Booten war zu sehen, wie der aufgeregte Fisch über die Wasseroberfläche hinaussprang. Der Angler nahm den Kampf auf und wurde fast augenblicklich in hohem Bogen, sich selbst überstürzend aus seinem Boot gerissen und dann sah man ihn nicht wieder auftauchen. Die Suche nach dem Körper Greys blieb ergebnislos; aber einige Tage nach dem entsetzlichen Vorfall trieb er an Land. Seine Hände waren noch fest ineinander verkrampft, als versuche er mit aller Gewalt die Angel festzuhalten. Der Fisch muß ihn darum in eine beträchtliche Wassertiefe gezogen und dadurch seinen Gegner ertränkt haben.

*

* **Der Olymp als Nationalpark.** Der thessalische Olymp, der Sage nach der Sitz der Götter, soll nach neuerdings in Griechenland aufgetauchten Plänen von der Regierung demnächst zum Nationalpark erklärt werden. Der Olymp bildet mit seiner näheren Umgebung heute eine wilde, meist unbewohnte Landschaft, der malerische Felsbildungen, Wasserfälle, Quellen, Höhlen und ein üppiger Pflanzenwuchs einen eigenartigen Reiz verleihen. Der Berg selbst fällt aus einer Höhe von 1300 Metern steil zum nahen Meere ab. Die Befürworter des Planes erwarten von seiner Durchführung eine wesentliche Hebung des Fremdenverkehrs. Das Gleiche versprechen sich zweifellos auch die hier tätigen Räuberbanden, die auf eine bedeutende Belebung des „Geschäfts" spekulieren.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.